

# Das Porträt unseres Kreises

von Hans Rudolf Hartung



*Der Kreis Dinslaken ist plötzlich für Zeitungen, Zeitschriften, Funk und Fernsehen interessant geworden. Immer wieder macht der Kreis mit seiner schnellen wirtschaftlichen Entwicklung, den wachsenden Bevölkerungsziffern und seiner großzügigen Planung von sich reden. Wie sieht man draußen im Lande den Kreis zwischen Lippe und Emscher? Diesmal geben wir Hans Rudolf Hartung aus Köln, dem Pressereferenten des Landschaftsverbandes, das Wort, der dieses Kreisporträt in der Zeitschrift „Neues Rheinland“ veröffentlichte.*

Das Porträt des Kreises Dinslaken ist uns nicht eingefallen. Wir haben es uns, wie sagt man: aufschwätzen lassen. Der Überredungskünstler heißt Hans Richter. Er stellt sich vor als Verwaltungschef des Landkreises Dinslaken, sagte, der Kreis wäre jetzt gerade 50 Jahre alt geworden und außerdem und außerdem und außerdem — In Dinslaken traf ich den Oberkreisdirektor Richter wieder. Er strahlte über das ganze Gesicht: „Na, siehste woll, det ha'ck doch jewußt, det Se uff mir hören würden!“ Der Oberkreisdirektor des Landkreises Dinslaken ist nämlich Berliner. Ob er sich um die Stelle in Dinslaken besonders bemüht habe, wollte ich wissen. Er senkte die Stimme zu einem Flüstern: „Det darf ick eijentlich jar nich saren. Aba Ihnen will ick't varaten. Als ick jefragt wurde, ob ick mir nach hier trauen würde, da ha'ck erstmal uff de Landkarte jekiekt, wo det Dinslaken ieberhaupt liegt!“

So ähnlich wird es manchem gehen. Oberkreisdirektor Richter behauptet sogar, er habe bis zu seiner Berufung nach Dinslaken vor sechs Jahren nicht einmal von der Existenz dieses Fleckens gewußt, wenn er davon absehe, daß er gelegentlich der Olympiade 1952 unbewußt registriert habe, daß die sagenumwobene „Hürden-Maria“, die damals in Helsinki Silber und Bronze ernten konnte, aus Dinslaken kam. Dieser Maria Sander-Domagalla, 16fache Deutsche Meisterin über die kurzen Hürdenstrecken, verdanken die Dinslakener tatsächlich den größten Teil ihres bescheidenen Ruhms. Es

gehört zum guten Ton, in Duisburg, Oberhausen und auch in Wesel Bescheid zu wissen; vom Kreis Dinslaken weiß man nichts. Er liegt „irgendwo dazwischen“, linksrheinisch, ach nein: rechtsrheinisch, was ja auch egal ist.

Es ist gar nicht egal. Zwischen Emscher und Lippe, also rechtsrheinisch, liegt das mit Abstand zukunftsreichste Stück vom Rheinland. Hier vollzieht sich gerade jetzt ein Kapitel Geschichte des rheinischen Reviers, das höchste Aufmerksamkeit beansprucht: die Industrialisierung, zweiter Teil. Es geht ein bißchen anders zu als vor 60 Jahren — man hat gelernt im Kreis Dinslaken, der lange Zeit Stiefmütterchen und Zankapfel zugleich gewesen ist, ein ungeliebtes Kind, verkannt, vergessen, vernachlässigt. August Thyssen hatte den Kreis entdeckt. Er ließ bei Walsum und Dinslaken Kohle abteufen, er baute in Dinslaken ein Bandeisenwalzwerk mit der ersten vollkontinuierlichen Breitbandstraße, das 3000 Dinslakenern Brot gab. Aber es blieb ein Hängen und Würgen. Die Dinslakener kamen nie auf einen grünen Zweig, und es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre der Kreis kassiert worden; als Thyssens Walzwerk Anno 47 demontiert und bis auf den letzten Nagel nach Rußland verschleppt wurde, schien das der Todesstoß zu sein. Doch der Kreis bekrabbelte sich. Er kam wieder auf die Beine, und nun steht er da, zum erstenmal in seiner 50jährigen Geschichte fest und unanfechtbar.

## Vom Drostenamnt zum Landkreis

Bei einem so willkürlichen Gebilde, wie es ein Landkreis ist, gehört die Geschichte dazu, besser: die Vorgeschichte. Denn natürlich gab es immer schon einiges, bevor ein Kreis daraus wurde. Hier waren es nacheinander mal größere, mal kleinere Verwaltungsbezirke: Drostenamnt im Herzogtum Kleve, Rezepturbezirk in der brandenburgischen Provinz, Kanton im napoleonischen Departement Rhein und endlich selbständiger Kreis in der preußischen Provinz Jülich-Kleve-Berg, allerdings nur für kurze sieben Jahre; als Jülich-Kleve-Berg mit der Provinz Niederrhein zur Rheinprovinz vereinigt wurde, faßte man die Kreise Dinslaken und Essen zum Kreis Duisburg zusammen.

Das war im Jahre 1823, und wie so manches, was die Preußen seinerzeit für überflüssig hielten und deshalb abschafften, wäre sicher auch der Kreis Dinslaken für alle Zukunft nicht existent geblieben, wäre nicht wenig später die Industrialisierung hereingebrochen.

Man weiß, wie das war: die Weiler und Dörfchen längs der Ruhr waren auf einmal große Städte. Essen und Duisburg, die beiden Schwestern im Kreisverband, explodierten förmlich, und so blieb es nicht aus, daß die Verwaltungsbezirke unentwegt revidiert werden mußten. Die dicken Zimmermannsbleistifte, mit denen die Landesplaner beim Oberpräsidenten in Koblenz und beim Minister des Innern in Berlin neue Kreisgrenzen in die preußischen Meßtischblätter einzeichneten, mußten gleich dutzendweis bereitgelegt werden, so oft und so schnell änderte sich die Lage. Zuerst stellte sich Essen auf eigene Füße. 1873 war Duisburg, die Kreisstadt, „kreisfrei“. Aus den Resten des alten Kreises machte man einen Kreis Mülheim/Ruhr. Aber auch dieses Gebilde hielt nur knappe 14 Jahre; 1887 war es höchste Zeit, aus dem einen Kreis zwei neue zu machen, die Kreise Mülheim und Ruhrort. Zum letzteren gehörten die Bürgermeistereien rund um Dinslaken, außerdem noch Ruhrort, Sterkrade, Meiderich und Duisburg-Land.

Als man diesen Status erreicht hatte, schien die Industrialisierung ihren Höhepunkt und ihr Ende gefunden zu haben. Aufatmend schrieb man in Koblenz und Berlin die ärgerliche Um- und Auskreisung im Westen zu den Akten, da ging die Geschichte von neuem los: Meiderich und Ruhrort waren inzwischen so eng an Duis-

burg herangewachsen, daß sich diese drei Gemeinwesen kurzerhand zu einem Mammutgebilde vereinigten. Das war Dinslakens große Stunde. Groß-Duisburgs Geburt war nämlich so plötzlich gekommen, daß sich der Landrat des alten Kreises Ruhrort nicht mehr rechtzeitig in den Rest des ihm verbliebenen Landkreises absetzen konnte. Er residierte nun außerhalb seines Kreises, genau drei Kilometer von dessen Südgrenze entfernt.

Die Dinslakener erkannten ihre große Chance. Listigerweise versilberten sie flugs das Ruhrorter Kreishaus für 284 000 Mark an die Stadt Duisburg und zahlten fortan Miete. Sie dachten, sind wir erst das alte Kreishaus los, müssen wir ein neues bauen, und das kommt dann sicher her zu uns. Sie hatten richtig spekuliert: Unter dem 20. September 1907 verfügte Wilhelm Zwo: „... will ich hierdurch genehmigen, daß das Landrathsamt des Kreises Ruhrort nach Dinslaken verlegt wird“. Ein halbes Jahr später kam dann endlich auch der ersehnte Brief des Innenministers: „Des Königs Majestät haben durch allerhöchsten Erlaß zu genehmigen geruht, daß dem Kreis Ruhrort der Name ‚Kreis Dinslaken‘ beigelegt wird.“

Diese Geburtswehen waren allerdings ein Kinderspiel gegenüber dem, was noch folgt. Wer die Entwicklung an Rhein und Ruhr damals mit wachem Verstand verfolgte, der gab für den neuen Kreis Dinslaken keinen Pfifferling. Gewiß, im Kreisgebiet wohnten 170 000 Menschen; aber die meisten, nämlich an die 130 000, waren in Hamborn und Sterkrade zu Haus, zwei Gemeinden, die bereits in den Sog der Industrialisierung hineingeraten waren; es war nur eine Frage der Zeit, das wußte man damals schon, bis diese beiden „Landgemeinden“ ausscheren würden, wohin auch immer. Den Rest würde man dem Kreis Wesel-Rees anflücken, weissagten die Propheten.

Es sah zunächst so aus, als sollten sie recht behalten. Nicht etwa weil Hamborn und Sterkrade sich tatsächlich schon bald aus dem neuen Kreis auf und davon machten; es gab vielmehr schon bei der „Kreiswerdung“ einen so dramatischen Auftakt, daß die Pessimisten und Neider allen Anlaß hatten, wie aus einem Munde zu frohlocken: „Das kann ja nicht gut gehen!“

Was zu solcherart Mutmaßung Anlaß gab, war ein Spektakel größten Ausmaßes, das in der Tat kaum anders als ein böses Omen gedeutet werden konnte. Am 6. April 1909 verpackte der Landrat Dr. von Wülfig in Ruhrort sein Hab und Gut und siedelte

in sein neues Amtsdomizil in Dinslaken um, wie es der Allerhöchste Erlaß angeordnet hatte. Tags darauf sollte das neue Kreishaus, untergebracht im alten Schloß, feierlich eingeweiht werden. Wie es auch heute noch die Regel ist: bis in die Nacht vor der Einweihung machten sich die Handwerker im alten Schloß zu schaffen, wobei sie auch mit Gasflaschen hantierten. In hohen Stapeln lagerten die Akten, des Landrats Möbelwagen stand noch vor der Tür, die Landratsfamilie hatte ein provisorisches Nachtlager gerichtet. Erwartungsfroh schlief man dem großen Tag entgegen, da gellten plötzlich Brandhörner durch den Morgen. Das neue Kreishaus stand in hellen Flammen. Mit knapper Not vermochte der Landrat sich, seine Familie und (mit Hilfe des Kutschers Josef, dem dafür später die „Erinnerungsmedaille für Rettung aus Gefahr“ verliehen wurde) das weibliche Dienstpersonal zu retten. Das Kreishaus und mit ihm beinahe alle Akten waren perdu. Es war ein einziger Jammer. Unverrichteterdinge mußte die Weseler Regimentskapelle, die bereits eingetroffen war, um das „Heil dir im Siegerkranz“ zu blasen, wieder abziehen. Die Kreisverwaltung etablierte sich in zwei Hotelzimmern.

## Die große Lösung

Auf der Landkarte hat der Kreis die Form eines steinzeitlichen Faustkeils. Zwei Grenzen folgen Flußläufen: die Westgrenze dem Rhein, die Nordgrenze der Lippe. Im Osten ist die Kreisgrenze identisch mit der alten rheinisch-westfälischen Provinzialgrenze. Im Süden schließlich stößt das Kreisgebiet an die Städte Duisburg und Hamborn. Diese Grenzen sind heute so fest zementiert, daß die Frage nach einer möglichen Gebietsveränderung müßig ist. Daß sich die Kohlestadt Walsum im Süden des Kreises, deren Einwohnerzahl sich in 50 Jahren verzehnfachte, mit dem angrenzenden Duisburger Stadtteil Hamborn zu einer neuen Industriestadt zusammenschließen würde, hält heute niemand mehr für möglich. „Davon ist keine Rede mehr“, sagt Landrat Gustav Stapp, mit 34 Jahren jüngster Würdenträger dieser Gattung in der Bundesrepublik. Er muß es wissen: Rektor und Landrat Stapp, MdL, ist seit seinem 29. Lebensjahr Bürgermeister von Walsum.

Walsum und Dinslaken sind die beiden einzigen Städte im Kreis. Sie sind mit je 45 000 Einwohner ungefähr gleich groß. Zwischen Dinslaken und Wesel schmiegte sich die Großgemeinde Voerde in den großen Rheinbogen. Östlich schließt sich

die Großgemeinde Hünxe a. d. Lippe an, ein Gemeinwesen, das in seiner jetzigen Gestalt gerade ein halbes Jahr alt ist; es wurde gebildet aus den Gemeinden Hünxe, Buchholtwelmen und Bruckhausen und wird möglicherweise eines Tages erweitert um die Gemeinden Gahlen und Gartrop im Nordosten des Kreises. Alle diese Dörfchen sind noch in einem „Amt Gahlen“ mit dem Verwaltungssitz in Hünxe vereinigt. Wie lange noch? „Das kann sich von heute auf morgen ändern“, erfuhr ich. Grundsätzliche Bedenken gegen einen Anschluß an Hünxe soll es nicht geben, und Hünxe, junge und ausbaufähige Industrie-Großgemeinde, ist schließlich nicht arm . . .

Man sollte meinen, mit dieser Vereinigung wäre die kommunale Entwicklung des Kreises am Ende. Ein Kreisgebiet, bestehend aus zwei gesunden Städten, einer gesunden Großgemeinde und einem ländlichen Amtsbezirk — das hat sich ausentwickelt. Und doch scheint der Landkreis Dinslaken nicht auf ewigen Bestand zu spekulieren. Ich hatte in einer Werbebrochure, herausgegeben „vom Landkreis Dinslaken in Zusammenarbeit mit den Städten und Gemeinden des Kreises“, unter der Überschrift „Blick in die Zukunft“ die Andeutung entdeckt, daß sich der Kreis möglicherweise einmal zur Großstadt verdichten könnte. Wie es damit stehe, fragte ich, denn der Prospekt war zwei Jahre alt, und in zwei Jahren, das hatte ich inzwischen erfahren, werden im Kreis Dinslaken die unmöglichsten Dinge möglich. Landrat Gustav Stapp sagte, bedächtig und wohl- abgewogen: „Wir sind noch nicht so weit; aber viele hier halten diese Entwicklung für eine brauchbare Lösung.“

## Fischzüge

Man wird nicht fehlgehen, wenn man Landrat und Oberkreisdirektor zu den „vielen“ rechnet, die diese Lösung für brauchbar halten. Sie werden wissen, warum. Natürlich geht das nicht von heute auf morgen. Aber die „Großstadt im Grünen“ liegt in der Luft. Die Wende kam im Jahre 1955. Sie fiel zeitlich zusammen mit dem Dienst- antritt des neuen Kreisverwaltungschefs. Der wirblige Oberkreisdirektor, der unter den eher behäbigen Niederrheinern wie ein Gummiball wirkt, brauchte sich nicht sehr tief in die Akten zu vergraben, um herauszufinden, daß er keine große Chance hatte, auf seinem neuen Posten alt zu werden. Mit Fleiß studierte er die Denkschriften, die in der Vergangenheit mit hektischem Eifer verfaßt worden waren, um höheren Orts

die große Not des Kreises deutlich zu machen. So überzeugend die Argumente waren, so dürftig war das Echo bei den Ministerialen. „Und da sind Sie also mit den letzten Talern aus dem Reisekostenetat des Kreises nach Hamburg gefahren und haben gesagt, liebe BP, bau doch bitte eine Raffinerie bei uns, damit unsere Finanzen gesund sind“, fragte ich. „Aba nich doch“, konterte der Oberkreisdirektor. „Det war ville einfacher: et klopft, die Tür jeht uff, ick kieke, da steht der Herr BP und sagt, könn' Se ma nich 'n Irundstück jeben, mit'm kleen Hafen dabei, und ick sag, is jemacht, und schon war'n wa bei die armen Leute weg.“

Mit solchen Simplifizierungen pflegt der Oberkreisdirektor neugierige Frager abzufertigen, die sich den blanken Neid in den Augen, danach erkundigen, wie man denn, bitte schön, heutigentags Fischzüge bewerkstellige, wie sie den Dinslakenern gelungen sind. Tatsächlich durfte der Kreis einen Schluck aus der Pulle tun, wie er nur selten einer Kommune vergönnt ist. Allerdings, bis es soweit war, hatte sich schon der graue Vogel Resignation auf dem Dach des Kreishauses häuslich eingerichtet. Es waren Monate, die alle Beteiligten Nerven kosteten. Wie grausam die Zeit des Wartens und Verhandeln war, versucht der Oberkreisdirektor an seinem stark gelichteten Haupt, hierzulande „Pläättekopp“ genannt, nachzuweisen. „Die sind alle damals draufgegangen, als Folge der BP-ritis.“

Die BP-ritis, eine Krankheit, an der der Kreis gesunden sollte, begann damit, daß die Benzin und Petroleum AG Hamburg in Nordrhein-Westfalen, dem Gebiet mit dem höchsten Verbrauch, einen Platz für eine neue Raffinerie suchte. Der Standort mußte Straßen-, Eisenbahn- und Wasserstraßenanschluß haben und durfte nicht zu weit von der neuen Ölpipeline entfernt liegen, die in jenen Jahren von Wilhelmshaven quer durch Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen bis nach Köln gezogen wurde.

Die Dinslakener hatten ein solches Gelände. Es lag in der Gemeinde Bucholtswellen, hart an der Lippe. Indes, sie standen mit ihrem Angebot nicht allein. 13 Projekte wurden ins Rennen gebracht, und das Dinslakener Gelände hatte einige Schönheitsfehler, die schon die ESSO abgeschreckt hatten: noch war die Autobahn nicht fertig, noch gab es keinen geeigneten Hafen zur Verschiffung der Mineralölzeugnisse, und auch mit dem Eisenbahnanschluß haperte es. Nur die Pipeline war im Bau.

Nun stand diesen Mängeln, die die Dinslakener schnellstens abzustellen versprochen, ein großer Vorteil gegenüber: das Gelände, auf dem man gern die Silbertanks gesehen hätte, gehörte dem Kreis. Es konnte, anders als die im Besitz von vielen Kleingärtnern befindlichen Krefelder und Kölner Grundstücke, sofort bereitgestellt werden. Die BP hatte es eilig. Sie griff zu, und sie griff nicht daneben. Inzwischen ist die Raffinerie längst in Betrieb; es gibt einen Hafen, der Kreis baute einen Eisenbahnanschluß, und auch die Autobahn wird im Juli fertig sein.

So einfach war das alles. So einfach? „Det war 'ne harte Nuß“, stöhnt der Oberkreisdirektor noch heute. Im letzten Augenblick wäre beinahe noch die Bundeswehr mit den Ministern Blank und Strauß dazwischengekommen. Das Raffineriegelände hatte nämlich einstmals zum Truppenübungsplatz Friedrichsfeld gehört, und da die benachbarte Stadt Wesel als Bundeswehr-Garnisonstadt ausersehen war, hätten die Verteidigungsplaner das Gelände an der Lippe gern wieder seinem alten Zweck zugeführt. Es hing an einem Haar, „aber wir zogen blank, und der Strauß wurde gewonnen“, kalauerte der Oberkreisdirektor.

Und schließlich war da noch der Bergbau, der im Kreis Dinslaken eine wichtige Rolle spielt und dem es gar nicht in den Kram paßte, daß sich die lästige Ölkonzurrenz oben auf die Kohle setzen wollte. Nun war die Drohung mit den bald zu verwirklichenen Abbaurechten allerdings leicht zu entkräften durch den Hinweis, daß die Kohle an der Lippe fast 1000 Meter tief unter der Erde liegt, und auch die Sorge des Bergbaus um eine Abwerbung von Arbeitskräften konnte zerstreut werden: die Raffinerie kam mit 500 Arbeitskräften aus, Spezialisten zumeist, die zum Teil aus Hamburg mitgebracht wurden. Gleichwohl, es gab einigen handfesten Ärger, und traurig bekennt der Oberkreisdirektor: „Ich wurde zum Feind Nummer eins des Bergbaus.“

Das war ein hoher Preis. Der Bergbau ist noch heute der größte Wirtschaftsfaktor des Kreises. Das will respektiert sein. Es wäre ein nicht wiedergutzumachender Fehler gewesen, hätte die Kreisverwaltung eine Industrialisierung um jeden Preis betrieben. Die Herren im Kreishaus waren klug genug, sich selbst zu bescheiden. Ford war interessiert an einem 1,5 Millionen Quadratmeter großen Gelände für ein Automobilzweigwerk mit 6000 Beschäftigten, ein Objekt, nach dem sich andere die Lippen lecken. Der Kreis Dinslaken sagte nein; es hätte

ein Fiasko gegeben, wenn auch nur ein paar Bergleute umgestiegen wären. „Industrialisierung ja — aber nur, soweit die heimische Industrie nicht beeinträchtigt wird“, heißt die Devise. Zur heimischen Industrie gehören neben dem Bergbau einige ansehnliche Betriebe der Eisenindustrie, die Band-eisen und Draht, Röhren und Masten, Stahlflaschen und Gußstahlwalzen produzieren; in Walsum werden auf einer Rheinwerft Seeschiffe gebaut, in Friedrichsfeld Dampfkessel, 1000 Dinslakenerinnen step-pen Kinderschuhe, 600 Arbeiter bauen Signal- und Lichtenanlagen für die Bundesbahn und 800 erzeugen aus dem Holz finnischer Wälder Zellstoff für die Papierindustrie. Platz für neue Betriebe? „Wenn die Ab-werbungsprobleme nicht wären — Platz hätten wir schon noch“, sagt der Oberkreisdirektor. „Allerdings“, und nun wird er plötzlich ganz ernst und spricht hochdeutsch, „wir lassen uns nicht kaputt-machen. Das scheußliche Beispiel vor un-serer Tür hat uns wach gemacht; in un-serem Kreis wird es keine Ballungszentren geben, wir werden uns weder Bau- noch Planungssünden leisten — wir wollen ein schöner Kreis bleiben.“

### Immer noch schön

Daß der Kreis Dinslaken schön sein sollte, war mir neu. Ich kannte das Kreisgebiet, soweit es bis zu 100 Metern links und rechts der Bundesstraße 8 liegt. Ich wußte: die Gegend war ganz leidlich, es gibt Schlimmeres. Es war gut, daß ich mich überreden ließ, unter ortskundiger Führung den ganzen Kreis zu „bereisen“. Wir fuhren von Dinslaken nach Norden. Die Kreisstadt, großzügig und locker angelegt, blieb schnell zurück. Nach fünf Minuten waren wir im Wald. Dann wurde der Blick frei. Links breiteten sich Wiesen, durchzogen von knorrigen Kopfweiden. Rechts stand das Getreide, kniehoch, in sattem Grün. Und dann standen wir am Rhein. Das klassische Niederrheinpanorama: der breit dahinfließende Strom, gesäumt von unwahrscheinlich grünen Ufern. So kannte ich ihn noch nicht, behäbig und majestätisch, 20 Kilometer lang durch Wiesen und Felder. Eine Handvoll Kühe, schwarzbunt und schläfrig in der Mittagssonne, ein Wanderer, zwei

Radler auf dem Uferweg, Wasservögel mit spitzen Schnäbeln, die sich kreischend balgten, ein Schiff auf der Bergfahrt.

Später, nachdem wir den Hafen und die Silbertanks der neuen Raffinerie gesehen hatten, fuhren wir an der Lippe entlang, vorbei am romantischen Schloß Gartrop, bis nach Gahlen im Nordostzipfel des Kreises. Ich sah die großen Wälder hinter Hünxe, die Heideflächen und die geduckten Fachwerkhäuser, die die Nähe Westfalens ver-raten. Wenn die Autobahn im Juli fertig ist, werden's auch die Fremden erfahren: sie haben den Staub des Reviers noch in der Nase, und schon sind sie in einer der unberührtesten Landschaften Westdeutschlands. 2 500 Hektar Wald, drei Naturschutzgebiete, ein Drittel des Kreisgebietes unter Landschaftsschutz. „Verlassen Sie sich drauf: das bleibt erhalten!“

Das sind keine leeren Versprechungen. Es ist schon heute so gut wie ausgeschlossen, daß jemand den Intentionen der Kreisverwaltung entgegenarbeitet. „Interkommunale Arbeitsgemeinschaft“ wird hier erfolgreich praktiziert. Natürlich haben sich die Gemeinden nicht in allen Dingen ihre Selbständigkeit bezwacken lassen; aber sie haben doch schon eine ganze Menge Aufgaben freiwillig auf den Kreis übertragen, zum eigenen Nutzen. Der Kreis baut in Dinslaken ein Mädchengymnasium und in Voerde eine Realschule. Für zwei Dinslake-ner Gymnasien entsteht auf Initiative des Kreises eine große Aula, die später auch für Kulturveranstaltungen zur Verfügung stehen wird. Ein Kreiskulturamt hält die Museen wach. Omnibusse grasen abends das Kreisgebiet ab und holen die Kulturhungrigen aus Voerde, Hünxe, Gahlen und Walsum gratis und franko in die Konzerte und Theateraufführungen. Eine Kreisheimatschule, untergebracht im Dinslakener „Haus der Heimat“, ist täglich Unterrichtsstätte für Schulklassen aus allen Teilen des Kreises.

Es ist kein Wunder, daß „so viele“ in der Umwandlung des Kreises Dinslaken zur Großstadt Dinslaken keine besonderen Probleme sehen. Ändern wird sich ohnehin nicht viel. Das Schicksal des Raumes zwischen Emscher und Lippe ist nie deutlicher vorausschaubar gewesen als heute.